

Kein richtiges Leben im falschen Betrieb

Michael Andrick erneuert die Philosophie der Arbeitswelt – mit Adorno. Von Aleida Assmann

Es gab einmal eine Zeit, da herrschte das Revolutionspathos des großen Nein, die Haltung des kritischen Verdachts und der unbedingten Bereitschaft zur Subversion. Das war einmal. Diese Ära endete um 2000, als eine neoliberale Marktphilosophie entstand. Dabei machte das moderne Subjekt einen Sprung und mutierte zum unternehmerischen Selbst, das sich permanent optimierte und dabei Selbstverwirklichung mit Selbstverwertung kombinierte. Innovation, ursprünglich ein Leitbegriff moderner Kunst, Wissenschaft und Technik, eroberte die Wirtschaft. Seither ist die Subversion einer Ordnung Teil ihrer Optimierung.

Jetzt hat Michael Andrick ein Buch in der populären Gattung der Ratgeberliteratur geschrieben, das diesen neoliberalen Rahmen zerbricht. Statt Gegensätze zu verwischen stellt er sie wieder her und baut dabei das autonome Subjekt wieder auf, das im Begriff war, sich in eine effektive Anpassungsmaschine zu verwandeln. Das zeigt bereits der Titel an, der aus einem einzigen programmatischen Wort besteht: „Erfolgsleere“ als neue Wortfügung stellt Erfolg als Ziel von vornherein in Frage. Das Buch beginnt mit einer Philippika, einer leidenschaftlichen Kampfrede, in der die Leserinnen und Leser als Komplizen der westlichen Industriegesellschaft angesprochen und an die unmenschlichen Aspekte dieses Systems erinnert werden. Das Buch ist gegen Konformismus und Profitdenken geschrieben. Es will bewusst machen, was so erfolgreich verdrängt wird, dass nämlich das Leiden der Welt in Kriegen und Folter ebenso stetig weitergeht wie die gezielte Ausbeutung der Armen und die rabiate Zerstörung der natürlichen Umwelt. Andrick leidet jedoch keine globale Analyse der politischen oder ökonomischen Verhältnisse vor, sondern richtet sich direkt an die Leser und ihren Anteil an dieser Entwicklung, denn „die meisten dieser Missstände bringen wir selbst durch unsere Arbeit und durch unser Konsumverhalten mit zustande“. Gegen unser routinierter Ignorieren richtet er seinen Angriff und ersetzt dabei das Muster der erfolgsorientierten Ratgeberliteratur durch das einer moralphilosophischen Analyse. Dabei verschieben sich alle Koordinaten. Statt von einer immer besseren Anpassung an die Arbeitswelt handelt das Buch von dem, was unsere Zivilisation und „unsere Arbeitswelt mit uns anstellt“. Der Autor, der als Manager in der Wirtschaft tätig ist, hat nämlich auch Philosophie studiert, wo er ein „vernünftiges Nachdenken abseits aller Zielvorgaben“ mit gelemt hat. Diese Fähigkeit möchte er seinem Buch weitergeben, um seine Leser zu ermächtigen, sich gegen die Zumutungen und destruktiven Kräfte der Industriegesellschaft zu wenden.

In seiner „Philosophie für die Arbeitswelt“, wie das Buch im Untertitel heißt, geht es nicht um die Laufbahn im Sinne der erfolgreichen Karriere, sondern um den Lebensweg und darum, wie man sich gegen die Durchformung unseres Daseins durch die Karriere zur Wehr setzen kann. Andrick stellt dem Erfolg durch Arbeit und Karriere etwas entgegen, das er als „Handwerk des Lebens“ bezeichnet. Damit möchte er Menschen dazu anregen, mithilfe von Nachdenken „als Personen zu existieren“. Nachdenken wiederum „ist die Selbstbehauptung des Geistes gegen die Gewohnheit, die uns in ihrer Gewalt hat“. Hier lässt sich Andrick von Arendt inspirieren: „Persönlichkeit ist ... das einfache, beinahe automatische Ergebnis von Nachdenklichkeit.“ Zu einem Selbst wird das Ich erst, wenn es sich nicht mehr um den Karriereerwerb, sondern um den eigenen Lebensweg kümmert. Da der moderne Mensch nicht mehr unter dem Dach religiöser Sicherheiten lebt und leben will, muss jeder frei auf sich gestellt und bewusst daran arbeiten, „der Mensch zu werden, der wir für uns selbst und andere sein wollen“.

Aus dieser Grundkonstellation ergeben sich die Koordinaten des Buchs, das einen klaren Gegensatz aufbaut zwischen zwei Formen der Existenz, einer selbstbestimmten, durch Nachdenklichkeit und moralischen Bewusstsein geprägten, und einer fremdbestimmten, die durch Anpassung an Markt und Macht, Karriere und Erfolg definiert ist.

In acht Kapiteln wird dieser Gegensatz Schritt für Schritt aufgebaut und befestigt. Der Gegensatz von Innen und Außen, Selbst und Gesellschaft wird überschärft gezeichnet, weil hier der Kern des Problems liegt: „Moralität und soziale Anpassung sind Gegenpole, zwischen denen wir unser Leben austarieren müssen.“ Es geht Andrick aber nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern um ein klares Entweder-oder in der Entscheidung zwischen Gut und Böse, zwei Wegen und zwei Menschentypen: dem selbstbestimmten und moralisch verantwortlichen Subjekt auf der einen Seite und dem Funktionär, der die Ansprüche der Gesellschaft vollständig verinnerlicht hat, auf der anderen. Funktionär ist jeder, der sich nicht von der Massengesellschaft abwendet, sondern wie Adolf Eichmann sich gedankenlos jeder Autorität unterwirft. Denn „unselbständige Geister sind umso zuverlässiger im Betrieb.“

Was treibt unselbständige Geister in den Bann des Betriebs? Andrick hat auf diese Frage eine klare Antwort: Ehrgeiz und Ehre. Ehrgeiz steigert die Anpassungsfähigkeit an den Betriebszweck, diese führt in der Arbeit zum Erfolg und Erfolg wiederum wird durch Ehre befestigt. Ehre ist deshalb das Barometer des Anpassungsstandes und besiegelt das Ende der moralischen Person. Auf dem so vorgezeichneten Karriereweg werden aus Menschen mit eigenen Werten und Bannern Träger des Betriebszwecks.

Andricks Philosophie für die Arbeitswelt folgt der kritischen Theorie Arendts, Adornos und Kracauers, die in der Nachwirkung des Holocaust entstand und mit dem Nationalsozialismus vor Augen die Spannung zwischen autonomem Menschen und industrieller Massen(mörder)gesellschaft, zwischen authentischem Leben und seelenlosem Funktionieren auslotet. Andrick übernimmt diesen Denkansatz und erweitert ihn durch Gegensatzpaare wie „vernünftiges Nachdenken“ versus „rationale Überlegung“ oder „Realismus“ versus „Pragmatismus“, wobei jeweils der erste Begriff als gut und der zweite als schlecht fixiert wird.

Dieses moralische Buch, das in einer geschmeidigen jargonfreien Sprache formuliert ist und zuweilen einen sehr persönlichen Ton anschlägt, geht unter die Haut. Wir brauchen zuweilen eine Philippika, die uns aus unserer Bewusstlosigkeit wecken und von sogenannten Selbstverständlichkeiten befreien kann. Wir brauchen einen „einfachen Humanismus“, der die moralischen Konturen der komplexen Situation, in der wir uns befinden, wieder freilegt. Doch vielleicht ist dieser Humanismus, der das stabile, wertorientierte und deshalb widerstandsfähige Selbst gegen die ehrgeizigen Eiferer des Konformismus, die willigen Vollstrecker und moralischen Krüppel und Herrscher der Welt aufbaut, eine Spur zu einfach? Tatsächlich verwandelt diese Philosophie für die Arbeitswelt mit ihrem Schwerpunkt des authentischen Selbst alle Probleme in Gegensatzbildungen des Typs „Gut versus Schlecht“. Das hat Folgen für die Sprache und Begriffe. Vieles, was manche für wertvoll erachten, landet bei Andrick auf der Negativseite seiner moralischen Buchführung. So sind Aufmerksamkeit und Respekt, Höflichkeit oder Achtung bei ihm negativ konnotierte Verhaltensformen, die „äußerlich“ bleiben. Diesen protestantischen Vorbehalt hat als erster Shakespeares Hamlet gegenüber der Scheinwelt höfischer Rituale artikuliert. In einer ähnlichen Geste wendet sich Andrick mithilfe der kritischen Theorie gegen ein kaltes und falsches Außen, und wie Hamlet stellt Andrick auf eine authentische Innenwelt des Nachdenkens gegen die Machenschaften eines durch und durch korrupten Systems. So weit, so gut. Nur einiges bleibt dabei auf der Strecke, was dieser Außen-Innen-Dichotomie zum Opfer fällt, wir aber als wichtige Ressource eines etwas komplexeren Humanismus nicht ganz übersehen sollten. Dazu gehört die soziale Dimension des Menschen und mit ihr das Wissen um existenzielle Abhängigkeit, Empathie, gegenseitige Anerkennung als Grundlage von tragenden Beziehungen, Gemeinsamkeit und nicht zuletzt das Dialogische in Martin Bubers Ich und Du.

Michael Andrick: **Erfolgsleere. Philosophie für die Arbeitswelt.** Karl Alber Verlag, 208 S., 15 €.

Aleida Assmann, geboren 1947, ist Kulturwissenschaftlerin. Zuletzt erschien „Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte“ (C.H. Beck).



Wie konnte es soweit kommen? In Topeka, Kansas, demonstriert ein amerikanischer Patriot gegen die Corona-Maßnahmen

GLOSSOLALIE IN KANSAS

Es ist das Jahr 1996, sieben märchenhafte Jahre nach dem Ende der Geschichte. Die Sowjetunion ist untergegangen, Coca-Cola und Demokratie haben gewollt, in Kansas aber, einem dieser Rechteckstaaten mitten auf dem nordamerikanischen Kontinent, haben offenbar nicht die Kapitalisten über die Kommunisten, sondern die Schläuen über die Tumben triumphiert, die Komplizierten über die Simplen, die weißen Kragen über die blauen, die Liberalen über die Ewiggestrigen. Früh in Ben Lerner Roman „Die Topeka Schule“ taucht der republikanische Präsidentschaftskandidat Bob Dole höchstpersönlich auf und sieht gleich wie der sichere Verlierer aus und außerdem wie das Gestalt gewordene Gestern.

VON WIELAND FREUND

Knapp einen Monat später wird der ach so moderne Bill Clinton (die Lewinsky-Affäre. Sie erinnern sich) ihn vernichtend schlagen, „ein Erdrutschsieg für den Demokraten“, schreibt Ben Lerner, „der bestätigen würde, dass man sich Kulturkonservatismus dabei war, der Herrschaft der liberaleren Babyboomer zu weichen, ihr praktisch schon gewichen war. Er würde bestätigen, dass die Geschichte geendet hatte.“ Zwanzig Jahre später aber wird Kansas reinstes Trumpland sein, und wenn man so will, beschreib „Die Topeka Schule“, wie es so weit kommen konnte.

„Die Topeka Schule“ ist Ben Lerner dritter Roman, er ist außerdem sein politischer und sein bisher bester, obwohl der Autor sein Rezept gar nicht so sehr verändert hat. Immer noch merkt man Lerner den Lyriker an, der er zuerst gewesen ist (er schreibt seine Kapitel immer noch wie Strophen und setzt Anekdoten ein, als wären sie ein lyrisches Motiv), und immer noch beschäftigt er als Erzähler eine Art lyrisches Ich, das sich immer noch wesentliche biografische Merkmale mit seinem Autor teilt. Tatsächlich sind wir der zentralen Figur Adam Gordon schon in Lerner Roman „Abschied von Atocha“ begegnet, nur eben ein paar Jahre später, nicht unter Bill Clinton, sondern unter George W. Bush. Jetzt lernen wir die intellektuelle Wagenburg kennen, aus der Adam Gordon stammt: Er ist das Kind zweier Psychologen, die beide an der „Foundation“ wirken, einer „kleinen Mayo-Klinik für die Psyche“, die über Topeka, Kansas, gekommen ist. Jonathan, Adams Vater, hat sich auf verhaltensauffällige Jungen, die sogenannten lost boys spezialisiert (der nicht erwachsen werden wollende Peter Pan scheint in diesem Buch ein Uramerikaner); Mutter Jane ist mit einem feministischen Bestseller sogar beehrt worden. Sie, könnte man sagen, hat mit dem Finger auf das gezeigt, was die „lost boys“ ihres Gatten so problematisch macht: „toxische Männlichkeit“ sagt man heute.

Twittern oder
Debattieren?
Ben Lerner erzählt
von einem Amerika,
dem die Sprache
abhanden
gekommen ist

Doch nicht nur der junge Darren, Topekas Dorftrötel (und neben Adam und seinen Eltern die vierte Figur, die in Lerner Roman Redezeit bekommt), leidet daran, auch Adam selbst, der es doch eigentlich besser wissen müsste, hat, kurz bevor er aufs College wechselt, mit seiner Männlichkeit ein Problem. Nur weil seine Mutter eine bekannte Feministin ist, bleiben ihm die maskulinen Rituale nicht erspart. Der Unterschied ist nur: Er hat nachher ein schlechtes Gewissen. Eine dieser typischen Ben-Lerner-Szenen – allesamt stundenlang ausdehnt er ein gutes Gedicht – zeigt ihn in einem Ruderboot nachts auf dem See, und während er redet und redet („Mansplaining“ sagt man heute) ist seine Freundin schon lange über Bord gegangen und ans Ufer geschwommen. Auf der Suche nach ihr gerät Adam obendrein ins falsche Haus: Offenbar hat das liberale, wohlhabende Topeka, Kansas, mit der Geschichte auch sein Gesicht verloren: Alle wohnen auf dieselbe Weise im selben hellen Suburbia, und die im Dunkeln sieht man nicht. Der Roman allerdings weiß es schon besser: Er ist aus der Gegenwart Trumplands erzählt, und die Sache mit Darren, der heute eine dieser roten Basecaps trägt, ist auch nicht gut ausgefallen. Die ach so liberalen Söhne der Foundation haben ihn, je nach Laune, gehätschelt und gequält.

Was aber ist geschehen zwischen da und dort, zwischen der Ablösung der Bob-Dole-Figuren und dem Siegeszug Donald Trumps? Geht es nach der „Topeka Schule“, dann hat Amerika seine (gemeinsame) Sprache verloren und ausgerechnet Adam Gordon (der doch wie noch jeder Ben-Lerner-Stellvertreter vor allem Gedichte schreiben will) ist Protagonist in diesem Prozess. Denn Adam ist ein talentierter, lange ungeschlagener Debattierer, dem Bob Dole 1996 in der Russell High School, Kansas, seine Medaille überreicht, ein notorischer, auf der Bühne schmerzhaft arroganter Besserwisser, der auf Zuruf für oder gegen alles streitet – nicht um zu überzeugen, sondern um zu gewinnen, nicht um Argumente auszutauschen, sondern um zu dominieren. Unter den Wett-

kämpfern hat sich dabei eine Technik eingebürgert, die der großartige Nikolaus Stingl mit „schnellern“ übersetzt: In einem irrwitzigen Tempo überführt man den Gegner mit Fakten, die der schon deshalb nicht kontern kann, weil er in ihrem weißen Rauschen untergeht: „Das Letzte, was man mit diesen Tausenden von Wörtern anfangen sollte, war, sie zu verstehen. Derartige Offenlegungen waren zur Verschleierung gedacht.“

Das Thema wird zum lyrischen Motiv des ganzen Romans: Ben Lerner wiederholt es, wenn er seine weißen Vorstadtpfaffen rappen lässt, dem demontierten Großvater Adams die Sprache raubt oder Adams Vater Experimente mit sogenanntem speech shadowing vornehmen lässt: Die Probanden sprechen immer schneller abgespielte Wortbeiträge nach und glauben selbst dann noch daran, sie richtig wiederzugeben, wenn ihre Rede schon lange zu sinnlosem Gefasel geworden ist. Sogar Adams Mutter Jane hat unter dem Druck eines aufbrechenden Traumas einen solchen Moment erlebt: „Meine Sprache begann zu zerfallen ... und wurde zu einer Litanei von Zusammenhangslosem.“

Ein Schemel, war da nicht auch an jene Medienrevolution dachte, von deren Anfängen Lerner fast schon im Stil eines historischen Romanciers erzählt. Da ist die Mode, plötzlich Pager mit sich herumzutragen, da kommt das Mobiltelefon auf, da bekommt „Overkill“ auf einmal eine neue Bedeutung: „Schon vor dem 24-Stunden-Nachrichtenzyklus, den Twitter-Stürmen, dem algorithmischen Handel, den Tabellenkalkulationen und der DDos-Angriffe werden Amerikaner in ihrem Alltagsleben „geschnellert“. Tatsächlich also spielt „Die Topeka Schule“ nicht am Ende der Geschichte, sondern am Anfang unserer Infokriege. Ihr größter Feldherr im Roman aber ist Adams Rhetorik-Trainer Evanston, der Meister des „Tollens“, der vor allen anderen begriffen hat, „dass das Zeitalter der wütenden weißen Männer“ mit Bob Dole nicht zu Ende gegangen ist, sondern in Wahrheit vor seinem „great again“ steht – auch weil die sogenannten Liberalen nur noch sich selber sprechen hören. Evanston aber ist „eine Begabung dafür, die glaubhaft abstreitbare Tabuverletzung zu begehen ...“, und keine Scheu, eine Tradition zu erfinden, die bloß aus ein paar dargefaselten Schlagwörtern besteht. Er wird, so will es der Roman, später „zum Schlüsselarchitekten der rechtesten Regierung werden, die Kansas je erlebt hat ... ein wichtiges Vorbild für die Regierung Trump“. Dass Donald Trump nur noch in zusammenhangslosen Fetzen spricht, hat also seinen tiefen Grund. *Glossolalie* nannten es die alten Griechen und meinten das „geschnellte“ Gebet.

Ben Lerner: **Die Topeka Schule.** Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Suhrkamp, 395 S., 24 €.